

Die
Illustrierte Welt.

Blätter

aus

Natur und Leben, Wissenschaft und Kunst

zur

Unterhaltung und Belehrung

für die Familie, für Alle und Jeden.

Siebenter Jahrgang.

Preis des Jahrgangs:
2 Thlr. — 3 fl. 36 fr. rh.

1859.

Preis des Monatsheftes:
5 Sgr. — 18 fr. rh.

Stuttgart.

Druck und Verlag von Eduard Hallberger.

TA 70/431

Clara.

Novelle.



I.

Hendrik Swart war der Sohn eines Ebenisten auf dem Singel zu Amsterdam. Der alte Swart arbeitete viel, brauchte wenig und legte Geld zurück. Sein Sohn arbeitete wenig, brauchte viel und machte Schulden. Dieses Rechen-system gefiel dem alten Ebenisten sehr wenig. Eines schönen Tages ging der Alte zu seinen Vätern heim und Hendrik sah sich mit zweiundzwanzig Jahren Herr eines schönen Vermögens. Er war ein hübscher Bursche von fünf Fuß sechs Zoll, mit gebräuntem Teint, vollem Barte und einer kräftigen Faust. In weniger als drei Jahren war das Vermögen auf einen kleinen Nest zusammen geschmolzen. Ein intimer Freund, den er in den letzten vierzehn Tagen gewonnen, rieth ihm, mit seinem übrigen Geld an der Börse zu spekuliren. Dieser Freund übernahm das Geschäft und besorgte es so gut, daß Swart daran denken mußte, von seiner Arbeit zu leben und sich eine Stelle zu suchen. Wie die meisten jungen Leute wollte er viel Geld verdienen und wenig arbeiten. Gewöhnlich bot man ihm zum Gegentheil Gelegenheit. Da, als er nun nichts zu thun hatte und kein Geld besaß, um sich wie sonst zu amüsiren, brachte Hendrik einen Theil seiner Zeit mit Lesen zu. Die Erzählungen von Jagden und Reisen reizten ihn ganz besonders. Er hatte zuletzt keinen andern Gedanken mehr als reisen: nach Afrika gehen, sich in die Wüste zu vertiefen, von der Beute der Jagd zu leben, Ele-

phanten zu erlegen, ihre Zähne zu verkaufen und sich auf diese Weise ein Vermögen zu erwerben.

Am 8. Juni 1845 schiffte er sich nach dem Cap der guten Hoffnung mit einem ganzen Arsenal von Waffen und einer großen Kiste Munition ein. Zwei Monate später setzte ein Boer, der nach seiner Pflanzung zurückkehrte, die sich an den Grenzen der Colonie befand, unsern Amsterdamer, den ein hottentotischer Diener begleitete, mitten in einem ungeheuren Walde aus. Nachdem er dem Holländer das Ueberfahrts-geld bezahlt, blieben Swart nur noch zwanzig Gulden übrig. Dafür besaß er aber zwei Flinten, ein paar Pistolen, einen Säbel und eine Masse Munition. Christophus, der Hottentot, der diese Munition trug, fand sie ebenfalls mehr als genügend, um alle Elephanten der Welt zu erlegen.

In vierzehn Tagen tödtete unser Held acht Schlangen, ein Stachelschwein, einen Steinbock und zwei Springböcke. Da Christophus fand, daß die Schlangen gegenüber von den Antilopen viel zu zahlreich seien, und daß die Küche seines Herrn zu wenig Abwechslung biete, verließ er insgeheim den Holländer, während dieser schlief, und nahm natürlich eine der Flinten mit sich, ohne Zweifel um ein Andenken an seinen Herrn zu haben: die Delicatesse besaß er jedoch, ihm beinahe alle Munition zu lassen.

Hendrik sah sich allein, in einem fremden Lande. Aber wenn ihm auch alles fehlte, so fehlte ihm der Muth nicht. Er jagte deshalb lustig fort. Freilich nicht lange, denn die

Anstrengung brach zuletzt seine Kräfte, da es ihm an guter Nahrung fehlte und das Laub der Bäume sein einziges Dach war. Zu allem Unglück begegnete er nie einem Elephanten, viel weniger einem Elephantenjahn.

Eines Tages, als die Sonne glühend auf ihn herabbrannte und er sich gerade an dem Saft eines Zuderbaums, der aus der Rinde träufelte, erlaben wollte, sah er eine Bewegung in dem hohen Grase. Er freute sich schon, eine schöne Antilope für sein Mittagessen in's Netz zu bekommen. Die Deffnung im Grase wurde jedoch immer breiter und nahm ganz andere Dimensionen als die einer Antilope an. Endlich tauchten über den Spitzen des Grases zwei Hörner auf. Sein Herz, das sonst so muthig, schauerte unwillkürlich: alle Rhinocerosgeschichten standen vor seiner Seele, als er die beiden Hörner sah, und doch hatte er immer nur von einem Horne gelesen. Aber was nützte diese zoologische Einwendung in solch' furchtbarem Augenblick. Im nächsten stand es bereits vor ihm. Wohin entfliehen? Vor sich nichts als das schwache Zuderrohr, hinter sich einen See; er konnte schwimmen, aber der See war nicht tief genug, um das Rhinoceros nicht durchwaten zu lassen. Er stellte sich darum dem Thiere entschlossen gegenüber. Dies sprengte geradezu auf ihn an: mit einem eben so kühnen Sprung bedand er sich auf der Seite des Thieres, das sich nicht rasch drehen kann, ein Fluch, den ihm die Natur mit auf den Weg gegeben. Der kühne Jäger legte nun an, aber der Schuß gleitete an dem dicken Fell ab, ohne es zu verwunden. Aber soviel hatte es von dem Schusse verspürt, um sein Blut in Wallung zu bringen, und wüthend stürzte das Thier auf den Jäger los, der in der Todesangst in den See sprang. Das Keitloa, denn ein solches war es, hinter ihm drein, ohne daß sein Blut durch die Schwimmpartie sich abgeföhlt. Sein Zorn war im Gegentheil auf's Höchste gesteigert. Mit der Energie der Verzweiflung gelang es Hendrik einen Baum zu erklettern. Er glaubte sich gerettet. Aber mit einem Hieb, den die beiden Hörner führten, war der Baum umgestürzt und Hendrik lag, halb gebrochen, am Boden. Nun stürzte das Keitloa abermals auf ihn zu: aber der Jäger raffte sich, der Schmerzen nicht achtend, auf, zog ein Pistol aus dem Gürtel und schoß auf's Gerathewohl. Die Kugel gleitete abermals ab. Nun blieb ihm noch eine Hoffnung — versohlte er sein Ziel, so war er die Beute des rasenden Thieres, das alles zu Boden warf und zerstampfte. Das Keitloa war nur noch zwei Schritte von ihm: er riß das zweite Pistol aus dem Gürtel und schoß. Das Thier sprang brüllend hoch auf und warf ihn so gewaltig zu Boden, daß er das Bewußtsein verlor. Im selben Augenblick brach aber auch die schwere Last des Thieres über ihm zusammen und beide lagen todt an der Erde. Das Keitloa war durch den Hals geschossen und blutete aus dem Maule.

Als Hendrik erwachte, sah er fünfzig kleine häßliche Gestalten um sich, beinahe nackt, und mit Haaren, die der Wolle von Schafen glichen. Diese scheußlichen Creaturen waren mit kleinen Bogen und Pfeilen bewaffnet; fünf bis sechs trugen Asagaien. Es waren Boschjesmen, wildes Volk, das vom Plündern lebt. Sie begannen damit, daß sie den unglücklichen Holländer vollständig ausplünderten und ihm bis auf die Haut Alles abnahmen. Wohl wissend, daß die Pfeile der Boschjesmen vergiftet sind, hütete sich Hendrik, irgend einen Widerstand zu leisten. Nachdem sie mit ihm fertig waren, begannen sie das Keitloa abzuführen. Ihre Absicht war, den Jäger zu tödten; aber sie wollten ihn zuvor noch als Lastthier benützen und ihn die Rhinoceroshaut nach der Höhle tragen lassen, die diesen braunhäutigen Wanditen im Augenblicke als Schlupfwinkel diente. Eine Anzahl Boers aus der Nachbarschaft setzte jedoch gerade in diesem Augenblicke den Boschjesmen nach, welche ihnen Vieh geraubt hatten. Sie überfielen unversehens die Wilden und schossen sie ohne Erbarmen zusammen. Höchstens sieben bis acht Boschjesmen gelang es zu entfliehen. Man befreite Hendrik, aber es gelang ihm weder seine Kleider, noch seine Waffen,

noch sein Geld wieder zu finden. In Ermangelung von etwas Besseren wußte er sich mit dem Anzug eines riesigen Boers begnügen, der in dem Kampfe umgekommen war. Der Anführer der Boers nannte sich Adam Roschoff; es war ein reicher Gutsbesitzer aus der Umgegend. Hendrik erzählte ihm auf dem Heimwege einen Theil seiner Lebensgeschichte und gestand ihm, daß er nicht wisse, was aus ihm werden solle. Roschoff hörte ihn ruhig an, blies fünf bis sechs mal den Rauch seiner Pfeife zum Himmel, stopfte sich diese wieder und bot Hendrik zuletzt an, ihn als Diener in sein Haus aufzunehmen zu wollen. Hendrik wurde roth vor Entrüstung und schlug das Anerbieten aus; der Boer zündete schweigend seine Pfeife an und entfernte sich. Als Swart allein war, überdachte er ernstlich seine Lage und fragte sich: was soll aus mir werden? Im Augenblick, als er sich von den Boers trennen wollte, legte er sich noch einmal diese Frage vor, und da er auf keine befriedigende Weise antworten konnte, faßte er endlich einen Entschluß, und eilte, Adam Roschoff aufzusuchen, um ihm zu erklären, daß er seinen Vorschlag annehme.

Man kam nach Waizberg, der Wohnung Roschoff's. Ein hübsches, junges Mädchen mit rosigem Teint, blonden Haaren und blauen Augen kam den Boers entgegen. Es war Clara, die einzige Tochter Roschoff's. Sie umarmte ihren Vater und warf einen erstaunten Blick auf Hendrik, der noch immer in der Kleidung des riesigen Boers steckte. Clara war ein verwöhntes Kind, schlecht erzogen und wie neun Zehntheil der Töchter der Boers sehr phantastisch und von etwas gewöhnlichen Manieren. Als sie den grotesken Anzug Hendrik's sah, lachte sie laut auf. Die Boers folgten ihrem Beispiele, und die Hottentoten ahmten ihnen wie die Affen nach. Hendrik erröthete bis in das Weiße seiner Augen vor Scham und Zorn; er glaubte, man verhöhne ihn wegen seiner traurigen Lage. Darin hatte er jedoch Unrecht: die Boers lachten, aber ohne irgend einen Hintergedanken, der ihren Gast hätte beleidigen können. Ein großer und hübscher junger Mann von drei- bis vierundzwanzig Jahren, Servaas Burgieter, zeichnete sich namentlich durch sein empörendes Lachen aus; er plauderte mit Clara und zeigte mit dem Finger auf den armen Ausgeplünderten. Wäre der Letztere nicht so schwach und erschöpft gewesen, er würde das unzeitige Gelächter mit seinen Fäusten beantwortet haben. So aber ließ er den Kopf hängen und die Thränen traten ihm in das Auge. Die Boers hielten inne, als sie diesen Ausbruch des Schmerzes sahen, dessen Grund sie nicht begriffen.

Kurz darauf wurde das Mittagessen aufgetragen. Hendrik wurde zwischen zwei Boers gesetzt, die ihm mit herzlicher aber doch etwas barscher Weise zutranken, so daß er Mühe hatte, sich aufrecht zu halten, als man vom Tische aufstand. Noch am selben Abend verließen die fremden Boers Waizberg: Servaas Burgieter war der Einzige, der noch fünf bis sechs Tage blieb. Der junge Mann machte offenbar Clara Roschoff den Hof. Hendrik hatte diesen Patagonier mit dem schwerfälligen Gang, dem rothen Gesichte und dem rauhen Organ auf's Korn genommen. Sein rohes Lachen machte auf Hendrik den unangenehmen Eindruck, welchen ein mit langen Eisenstangen beladener Wagen hervorbringt. Aber der Boer betrachtete den jungen Amsterdamer mit ebenso feindlichem Ausdruck; er ließ nie eine Gelegenheit vorübergehen, Roschoff und dessen Tochter auf die Ungeschicklichkeit Hendrik's aufmerksam zu machen. Man muß übrigens gestehen, daß Hendrik ein ziemlich schlechter Diener war; ebensowenig an die Arbeit als an den Gehorsam gewöhnt, konnte er sich nur schwer in seine neue Lage finden. Statt sich durch seine Bildung nützlich zu machen, zog sich Hendrik, durch den Empfang, der ihm in Waizberg wurde, auf's Tiefste verlegt, ganz in sich zurück und begnügte sich damit, die Arbeiten, die ihm befohlen wurden, mechanisch auszuführen. Es wäre ihm sehr leicht gewesen, sich die Huld Clara's zu erwerben; statt dessen grollte

er ihr noch immer wegen ihres Lachens und richtete niemals das Wort an sie. Der Zufall kam ihm zu Hülfe. Eines Tages, als Hendrik nach Amsterdam schrieb, bemerkte Koschhoff, daß sein Diener eine sehr schöne Handschrift hatte. Er beauftragte ihn augenblicklich mit der Führung der Bücher des Hauses, einer freilich sehr einfachen Rechnung, denn sie beschränkte sich auf die Zählung der Heerden, die aus fünf- und zwanzigtausend Stück Vieh bestanden. Hendrik hatte, während er noch bei seinem Vater ein müßiges Leben führte, sich spielend mancherlei Kenntnisse des Ebenisten verschafft. Er benützte diese, um einige Möbel auszubessern und sich ein kleines Mobiliar zu machen, das die Bewunderung und den Neid Clara's erregte. Das war eine gute Gelegenheit, sich die Gunst des jungen Mädchens zu verschaffen, aber Swart dachte nicht daran. Es mußte ein besonderer Befehl von Koschhoff gegeben werden, um Hendrik zu vermögen, für Clara die gleichen Hausgeräthe zu machen, wie für sich.

Nach und nach wurde Swart eine Art von Intendant oder Haushofmeister in Waizberg. Koschhoff konnte ihn nicht mehr entbehren, was ihn freilich nicht hinderte, ihn häufig hart anzulassen und ihm seine Dienerschaft zu fühlen zu geben. Clara, die gewöhnt war, daß Jedermann ihre Wünsche und Befehle errieth, mußte über die Rücksichtslosigkeit des neuen Dieners ihres Vaters sehr ungehalten sein.

Eines Tages kam Servaas Burgieter nach Waizberg. Clara, gewöhnlich sehr kalt, bereitete ihm einen ungemein freundlichen Empfang. Sie war namentlich dann sehr zuvorkommend gegen den Boer, wenn Swart zugegen. Der Boer nahm die Freundlichkeiten des Mädchens als etwas Selbstverständliches, ihm Gebührendes hin. Hendrik schien sie nicht mal zu beachten.

So lange Servaas in Waizberg war, lud ein englischer Colonel, der in der Nähe, das heißt ungefähr zwanzig Stunden entfernt, wohnte, Koschhoff zur Hochzeit einer seiner Töchter ein. Auch Swart wurde geladen, da er dem Engländer schon mancherlei Dienste geleistet und dieser ihn als einen gebildeten Mann schätzte, der überdies seiner heimischen Sprache mächtig war.

Am ersten Tage der nächstfolgenden Woche brachen Koschhoff und seine Tochter, Burgieter, Swart und einige andere Boers nach Newgarden auf, wo die junge Braut wohnte. Die Reisenden saßen zu zwei und zwei in ungeheuren vierräderigen Wagen, deren jeder von vier Pferden gezogen wurde, welche die Treiber mit ihren großen Peitschen über die schauerhaftesten Wege in tollem Trabe hinjagten. Dank der großen Geschwindigkeit der Holländer und Hottentoten in der Kunst des Fahrens, kam man ungefährdet nach Newgarden.

Als er das Cap verließ, hatte Swart dort ein Kistchen mit Kleidern zurückgelassen, die ihm bei seinen Jagden in den Wäldern unnütz und hinderlich gewesen wären. Ein Boer aus der Umgegend hatte die Freundlichkeit, dem jungen Holländer das Kistchen zu bringen. Glücklich, diese Erinnerung an eine bessere Zeit wiederzufinden, brachte Swart sein Kistchen mit nach Newgarden. Er machte mit den Kleidern seine Toilette und erschien nun als ächter Gentleman. Clara hatte ihn nie anders als in seinen groben Arbeitskleidern gesehen. Sie hätte ihn beinahe nicht wieder erkannt, als er in den Saal trat, wo die Gäste bereits versammelt waren.

Hendrik's Erscheinen machte Aufsehen. Die jungen Mädchen betrachteten neugierig diesen Diener, der besser gekleidet war als sein Herr. Swart's Eleganz veranlaßte mancherlei ironische oder aufrichtige Complimente, welche man Clara darüber machte. Das versetzte die junge Mädchen in um so schlechteren Humor, als Hendrik sie gar nicht zu beachten schien. Als ächtes verwöhntes Kind beklagte sie sich bei ihrem Vater darüber. Der gute Mann lachte ihr in's Gesicht und schickte sie fort. Nach der Tafel wurde getanzt. Das ganze Orchester bestand aus einem armen Hottentoten, der die Violine spielte. Man begoß den Bogen des Virtuosen aber so stark, daß er zuletzt

betrunken unfiel. Während man ihn nüchtern zu machen suchte, ergriff Swart die Violine und spielte einige Länze. Er war kein Paganini, weit entfernt; er hielt sogar nicht immer den Takt ein und auf fünf Noten kamen häufig vier falsche, aber die Boers sind nicht so anspruchsvoll als unser Theaterpublikum. Das Talent Hendrik's setzte seinem Erfolg bei den Frauen die Krone auf. Natürlich gefiel er den Fashionables des Ortes dafür um so weniger, denn es gibt Fashionables überall. Ihr Aussehen variiert nach dem Lande; aber ihre Ansprüche und ihre Eifersucht sind überall dieselben. Gereizt durch Clara zeichnete sich Servaas Burgieter durch seine Grobheit gegen den jungen Holländer aus. Er schien sich sogar Mühe zu geben, eine Gelegenheit zu finden, ihn zu demüthigen. Als sie endlich beim Tanze einmal zusammenstießen und Swart in seiner Entrüstung die Hand erhob, packte ihn Burgieter an der Cravatte und dem Beinkleid, und hob ihn wie ein Kind in die Höhe. Die anderen Boers lachten laut auf. Swart versetzte in der wunderlichen Lage, in der er sich befand, Burgieter zwei Schläge auf die Wangen. Dieser ließ ihn fallen, und nun gab's ein Handgemenge. Die Frauen flohen unter lautem Geschrei. Die jungen Leute bildeten einen Kreis um die Kämpfenden. Burgieter war ungleich stärker als sein Rival. Aber die Geschicklichkeit, die Swart früher in seinen Rußjahren von den englischen Matrosen im Hafen von Amsterdam im Bogen erworben, machten ihn doch seinem Gegner überlegen, und aus dem heftigen Kampfe ging Swart, der Burgieter zu Boden geworfen, als Sieger hervor. Die Alten trennten die Kämpfenden, aber kaum war Servaas wieder auf den Beinen, als er sein Rohr ergriff und auf seinen Gegner zielte. Koschhoff wandte den Schuß ab. Man führte den Boer weg, der wie ein Ochse blutete und der Streit begann wieder. In diesen halbwildden Ländern ist Tanz und Kampf etwas so Gewöhnliches, daß man beides bald wieder vergißt.

(Fortsetzung folgt.)

Johann Joachim Winckelmann und seine Denkmäler.

Winckelmann, am 9. September 1717 zu Stendal in der Altmark geboren, wurde in Triest in der Locanda grande am 8. Juni 1768 von einem Italiener, Arcangeli genannt, aus Habgucht ermordet. Der Mörder wurde ergriffen und am 13. Juni hingerichtet. Winckelmann's Grab befindet sich in einem durch Gitter geschlossenen Garten, der mit hohen Cypressen und Ueberresten alter Denkmäler geziert ist; der Garten ist neben der im byzantinischen Style aus mehreren mittelalterlichen Gebäuden zusammengesetzten, auf dem Grundbau eines Jupitertempels errichteten Cathedralen San Giusto neben dem Castell, von wo aus, als einem der höchsten Standpunkte um Triest, man die reizendste Aussicht auf die mit Willen und Gärten übersäeten Bergabhänge, auf Stadt, Hafen und Meer genießt. Sein Grab ist mit einem von Rosetti 1832 gesetzten Denkmal geziert, das hier mitgetheilt wird. Der Bildhauer desselben ist Antonio Bosa; es stellt einen Sarkophag dar mit einem darunter befindlichen Basrelief, das uns Winckelmann zeigt, mit einer Fadel vorwärtsreitend, von den Grazien und Musen begleitet; Clio zeichnet in einem Buche seine Verdienste auf; ein Todesengel liegt auf dem Sarkophag.

Auf marmornen Tafeln neben dem Denkmal befinden sich folgende Inschriften, und zwar auf der ersten Tafel:

Oblatori.

Fred. Guglielmo III, Re di Prussia,
Massimiliano Giuseppe, Re di Baviera,
Frederico Augusto, Re di Sassonia,
Ferdinando III, Granduca di Toscana,
Francesco IV, Duca di Modena,

Clara.

(Fortsetzung.)

II.

Die Ehre des Kampfes blieb jedoch Swart. Der Boer achtet nichts mehr, als physische Kraft und Gewandtheit, und Hendrik stand fortan in großem Ansehen. Die Tänzerin, welche Swart am meisten bevorzugte, war die Schwester der Braut, eine junge, hübsche Engländerin von siebzehn Jahren. Als Hendrik sie zum fünften oder sechsten Male zum Tanze auffordern wollte, näherte sich ihm Clara und sagte in entschiedenem Tone: „Hendrik, ich sollte mit Burgieter tanzen. Da Sie aber schuldig sind, daß er nicht kommt, so werden Sie an seiner Stelle mit mir tanzen.“ — „Ich habe bereits versprochen,“ murmelte Swart. — „Das ist nicht wahr,“ antwortete das junge Mädchen. „Sie wollten eben Susanne — zum siebentennmale auffordern. Sie können das später thun; kommen Sie.“ Swart folgte ihr murrend. Die drei ersten Touren gingen vorüber, ohne daß er den Mund öffnete. Die meisten andern Tänzer machten's freilich ebenso. Aber Clara, die Swart so freundlich und heiter mit der Braut und Susanne hatte sprechen sehen, war sehr ungehalten über sein Schweigen. „Wahrhaftig,“ sagte sie, „ich möchte doch wissen, weshalb Sie bis jetzt Jedermann zum Tanze aufgefordert außer mir. Sie hätten doch passender Weise mit der Tochter Ihres Herrn beginnen sollen.“ — „Mein Fräulein,“ antwortete Hendrik, „Mynheer Roschoff bezahlt mich, daß ich die Aufsicht über seine Heerden führe und seine Bücher in Ordnung halte: meine Arbeit dehnt sich nicht weiter aus.“ — „Sie hätten mich also nicht zum Tanze aufgefordert?“ — „Ich hätte es nicht gewagt,“ antwortete Hendrik höhnisch, „ein Diener seine Herrin zum Tanze auffordern!“ — „Sie wissen wohl, daß das hier zu Lande Sitte ist,“ antwortete sie lebhaft. „Das ist auch nicht der Grund. Es langweilt Sie, mit mir zu tanzen. Der Beweis dafür, daß Sie nicht ein Wort mit mir wechselten, während Sie mit ihren andern Tänzerinnen in einem fort geplaudert. Warum verabscheuen Sie mich so sehr!“ — „Ich?“ — „Ja, Sie. In Waizberg sucht mir Jedermann angenehm zu sein; Sie aber sind mit Jedermann freundlich, außer mit mir. Sobald ich erscheine, schleichen Sie sich fort.“ — „Nun!“ machte Swart. „Das ist sehr natürlich. Sie schelten mich nur oder lassen mich von Ihrem Vater schelten.“ — „Weil Sie immer so unfreundlich gegen mich sind.“ — „Ich bin traurig, das ist alles.“ — „Warum haben Sie mir nicht gleich am ersten Tage Ihren Kummer mitgetheilt.“ — „Ihr Empfang war nicht der Art, um mich aufzumuntern.“ — „Wie hätte Sie denn eine Landsmännin empfangen?..“ — „Eine Holländerin würde einen unglücklichen Fremden, der erschöpft von Anstrengung, Glend und Hunger ihr Haus betreten, mit freundlich tröstenden Worten empfangen, statt ihm in's Gesicht zu lachen, wie Sie gethan und Burgieter.“ Clara ließ den Kopf sinken und erröthete, trotz ihres völligen Mangels an Erziehung, sagte ihr doch ein geheimer Instinkt, daß Swart wohl Recht haben könne. Sie wurde nachdenklich und ließ die ganze Quadrille vorübergehen, ohne das Wort noch einmal zu ergreifen. In dem Augenblick, als sie Hendrik verließ, drückte sie ihm die Hand und sagte ihm mit Thränen in den Augen: „Hendrik, ich glaube, daß ich Unrecht gehabt. Ich bebaure herzlich, daß ich Ihnen Kummer bereitet, aber ich schwöre, daß ich ohne schlimme Gedanken lachte.“ Gerührt von dem weichen Ton, in welchem das junge Mädchen diese Worte gesprochen, vermochte Swart nicht zu antworten. Ein gewisser Stolz hinderte ihn, seine Rührung an den Tag kommen zu lassen. „Sind Sie mir noch böse?“ fragte Clara, die sein Schweigen falsch deutete. — „Nein, gewiß nicht!“ rief er. — „Wirklich?“ — „Ich schwöre es Ihnen!“ — „Und jetzt werden Sie mit mir tanzen und plaudern?“ — „Von ganzem Herzen gerne, Clara. Wollen Sie mir, nicht die nächste, aber die weitere Quadrille vergönnen?“ — „Mit wem werden Sie zuerst tanzen?... mit Susanne, ohne Zwei-

fel.“ — „Allerdings.“ — „Sie gefällt Ihnen also sehr?“ — „Ich finde sie reizend.“ Clara schwieg einen Augenblick. — „Ich hoffe, daß wir morgen von hier abreisen werden,“ versetzte sie in etwas schlechter Stimmung. — „Schon?“ — „Wachte Swart. — „Gewiß. Aber jetzt bin ich müde und langweile mich hier...“ Sie hielt plötzlich inne, als sie Hendrik nach der andern Seite blicken sah. „Gehen Sie doch zu Ihrer Tänzerin,“ sagte sie mit einer Bewegung der Ungeduld zu ihm, „Sie sehen wohl, daß Susanne Sie überall mit den Augen sucht... Wie ich diese Engländerinnen hasse!“ murmelte sie, während Swart sich entfernte.

Clara wollte wirklich den andern Tag abreisen, ihr Vater widersetzte sich jedoch. Er sagte ihr, daß er noch drei Tage in Newgarben bleiben wolle. Das arme Mädchen, dessen Herz, das bisher geschlummert, plötzlich erwacht war, folgte Hendrik wie sein Schatten. Am Tage vor der bestimmten Abreise bemerkte sie, daß der junge Holländer und Susanne verschwunden waren; sie fand sie zuletzt in einem kleinen Zimmer, das als Tischlerwerkstätte diente. Swart machte so eben eine kleine Schatulle für Susanne fertig, während diese ihm bei der Arbeit zusah. „Was gibt es, Clara?“ fragte Susanne die junge Bäckerin, die in das Zimmer stürzte. — „Nichts, nichts,“ stotterte Clara; „ich kann... ich wollte... ich... Hendrik. Die Wagen sollen in Stand gesetzt werden.“ — „Sogleich,“ antwortete Swart, „lassen Sie mich nur noch dies fertig machen.“ — „Nein, augenblicklich,“ versetzte sie, „mein Vater erwartet Sie.“ — „Ich habe nur noch zwei Minuten,“ entgegnete Hendrik, indem er fortarbeitete. Clara stampfte mit dem Fuße auf den Boden, Susanne lachte, die Holländerin glaubte, die beiden jungen Leute mokiren sich über sie, und in ihrem eifersüchtigen Zorne ergriff sie das Kästchen, an welchem Hendrik arbeitete, und warf es so heftig zu Boden, daß es zerbrach. — „Wie Du abscheulich bist, Clara!“ rief Susanne. — „Bin ich mal in Waizberg, so mache ich Ihnen ein weit schöneres, Miß Susanne,“ sagte Hendrik; „ich werde es Ihnen schiden oder selbst bringen, wenn ich kann.“ — „Daran wird man Sie zu hindern wissen,“ versetzte die junge Engländerin, indem sie ihre Rivalin mit einer spöttischen Miene betrachtete. „Nicht wahr, Clara?“ — „Warum nicht,“ sagte die Holländerin außer sich vor Zorn über den herausfordernden Ton Susannens, „wenn mein Vater Hendrik für seine Dienste bezahlt, so hat er nicht für Andere, sondern für uns zu arbeiten.“ Hendrik erröthete vor Zorn und Verlegenheit. — „Mein Contract mit Adam Roschoff geht in vier Monaten zu Ende,“ sagte er, indem er seinem Zorn Gewalt anthat, „und müßte ich auch Hungers sterben, ich werde ihn nicht erneuern. Ich verspreche Ihnen, Miß Susanne, daß Sie zu dieser Zeit Ihre Schatulle haben werden.“ — „Fürchten Sie nicht, ohne Stelle zu bleiben,“ versetzte Susanne, „mein Vater wie mein Oheim werden sich glücklich schätzen, Sie in ihre Dienste zu nehmen.“ — „Nun, so kommen Sie doch, Hendrik!“ machte Clara ungeduldig. Swart ging mit ihr weg; sie kamen zu den Wagen, ohne daß der junge Holländer ein einziges Wort gesprochen. Das Mädchen, welches bereits ihre Zornesaufwallung bereute, suchte jetzt den Unmuth ihres kaum gewonnenen und so rasch wieder verlorenen Freundes zu befänstigen; Hendrik aber, den die Demüthigung doppelt tränkte, weil sie ihm in Gegenwart der hübschen Susanne geworden, arbeitete schweigend an der Instandsetzung der Wagen und gab nur einsylbige Antworten auf die Fragen, durch welche Clara ein Gespräch einzuleiten suchte.

Am andern Tag verharrte er auf dem ganzen Weg in düsterer Zurückhaltung. Roschoff schlief oder schwappte mit einem andern Boer, der die Bewohner von Waizberg begleitete. Einige Tage verfloßen, der kleine Ausflug, welchen Hendrik gemacht, hatte ihn mehr als je das Drückende seiner Lage empfinden lassen. In Newgarben ganz ohne Beschäftigung hatte er wie ein Gentleman gelebt, in Waizberg aber mußte er seine Arbeiten wieder aufnehmen und war Diener.

(Fortsetzung folgt.)

und geführt von den Verwandten, macht den Einbruch, als würde sie zum Tode gebracht, so langsam und zögernd schreitet sie voran. Sobald sie vor ihrem Gatten steht, wirft sie sich ihm zu Füßen, küßt ihm die Hände und legt einen Sack und einen Strick vor ihm nieder, um auszudrücken, daß sie die Lasten des Hauses zu tragen und die Vorräthe für den Haushalt zu bewahren habe. Im Hause selbst versammeln sich die Frauen ihrer Bekanntschaft um sie und feiern in einem mit monotoner Stimme gesungenen Hochzeitslied die Tugenden der neuen Gattin. Nachdem diese in alle Einzelheiten der Hauswirtschaft eingeführt ist, beginnen die Freuden des Mahles und die Tanzbelustigungen, welche mehrere Tage lang dauern.

Leichenfeierlichkeiten.

Die Leichenfeierlichkeiten der Neugriechen unterscheiden sich wenig von denen ihrer Vorfahren. Man weiß, welche Bedeutung die alten Griechen dem Begräbniß beilegen: so

lang die Leiche dieser letzten Ehren entbehrte, konnte die Seele nicht in's Elysium eintreten und wanderte, vom Charon zurückgewiesen, unstill an den Ufern des Styx umher. Gepeinigt von diesem traurigen Zustande ihrer Seele erschienen die Todten ihren Freunden, sie um die Gunst eines Begräbnißes zu bitten. Diese alten Ideen haben sich auf die Neugriechen vererbt und erklären den Eifer, mit welchem die Griechen die Gestorbenen alsbald nach dem Tode einhüllen, und die Furcht, welche sie davor haben, in fremdem Lande zu sterben, wo sie dieser Leichenfeierlichkeit beraubt sein würden. Es werden sogar förmliche Lamentationen für die, welchen dieses Unglück begegnet ist, angestellt. Naht sich der Todeskampf, so wird ein Priester herbeigerufen, um die Seele des Sterbenden Gott zu empfehlen. Tiefe Stille herrscht rings um das Sterbebett, und die letzten Worte des Verschwindenden gelten als heilig. Kaum hat er ausgeathmet, so wird ihm von den nächsten Verwandten Mund und Auge geschlossen, und nachdem die Leiche mit Wasser und Wein gewaschen worden,



Ein Begräbniß in Greuß.

kleidet man sie in die schönsten Gewänder. Ist es eine Braut oder eine kurz Verheirathete, welche gestorben, so setzt man ihr die Brautkrone auf das Haupt; ist es ein junges Mädchen oder ein Kind, so begnügt man sich mit einer Blumenkrone. Der Obolus Charon's wird in einzelnen Theilen Griechenlands noch immer unter die Zunge des Todten gelegt; die Leiche kommt, nachdem sie zum letzten Mal geschmückt worden, auf ein gewöhnliches Bett zu liegen. Nun beginnen die Lamentationen, welche von bezahlten Frauen vorgetragen werden; darauf kommen alle Frauen, welche in jüngster Zeit den Verlust eines Verwandten zu beweinen hatten, und bringen einen Apfel oder eine andere Frucht, welche sie zu den Füßen des Todten niederlegen, indem sie ihn bitten, ihn demjenigen zu bringen, den sie verloren. Der Todte wird endlich, nachdem er den letzten Kuß empfangen, in einer offenen Bahre nach dem Begräbnißort getragen. Die Frauen folgen dem Zug; sobald man die Leiche niederlegt, beginnen sie ihr Jammergeschrei und zerreißen sich mit den

Nägeln das Gesicht, während sie sich die Brust zerschlagen. Die Frau und die Mutter des Verstorbenen verlassen ein ganzes Jahr lang als Zeichen der Trauer ihr Haus nicht mehr.

Clara.

(Fortsetzung.)

Hoschoff war gewiß kein schlimmer Mann, aber er war heftig und grob. Selbst in den Stunden seines guten Humors hatte er Augenblicke, wo seine Unbildung so barsch zu Tage trat, daß der junge Holländer sich häufig verletzt fühlte, wo der Doer keine Ahnung davon hatte. Die glücklichsten Augenblicke für Hendrik waren deshalb die, wo er in stiller Zurückgezogenheit von seiner geliebten Heimath träumen konnte, und er verwünschte in solchen Momenten mehr als sonst die arme

Clara, welche jeden Augenblick kam und ihn in seinen Träumen störte. Da sie nicht wagte, den wahren Grund zu gestehen, der sie zu Hendrik hingog, so erfand sie die seltsamsten Vorwände, um eine Veranlassung zu haben, mit dem jungen Holländer zu plaudern. Sie hatte zwar mehr Klugheit als die meisten ihrer Landsmänninnen, aber aus Mangel an Uebung fehlte es ihrem Geiste an jener Elasticität, welche den Europäerinnen durch ihr Leben in der Gesellschaft zu eigen wird. Ihr verwöhnter Charakter, der sich bei ihr, als der unumschränkten Herrin des Hauses, von Zeit zu Zeit durch Aeußerungen der Ungebuld und des Zornes kund gab, verletzte Hendrik Swart mehr als einmal auf's Tiefste. Eines Morgens ritt Roschhoff aus, um seine Heerden zu inspizieren. Swart, welcher rasch die ihm von dem Boer aufgetragenen Arbeiten besorgt hatte, machte einen Spaziergang in ein Gehölz von Pzerhout, um einige holländische Zeitungen zu lesen, die ihm ein Trader am Tage vorher verkauft hatte. Hendrik hatte kaum seine Lectüre begonnen, als eine weibliche Gestalt vor ihn trat, in der er alsbald Clara erkannte. Sie hielt einen kupfernen Griff in der Hand. „Was wollen Sie?“ fragte Swart, der eine Bewegung der Ungebuld nicht unterdrücken konnte. Dieser barsche Empfang schien das arme Mädchen außer Fassung zu bringen. „Eben,“ sagte sie, indem sie ihrer Verlegenheit Herr zu werden suchte, „eben, als ich den Armoire in meinem Zimmer öffnen wollte, blieb mir dieser Griff in der Hand.“ — „Nun?“ — „Ich wollte Sie bitten, ihn wieder zu befestigen.“ Es war das fünfte Mal, daß sie ihn in kurzer Zeit auf solche Weise seine untergeordnete Stellung hatte fühlen lassen. — „Wahrhaftig, Clara,“ sagte er, „Sie scheinen sich geschworen zu haben, mich zu quälen.“ — „Aber Hendrik,“ stotterte Clara verlegen, „ich schwöre Ihnen, daß dieser Griff . . .“ — „Zum Teufel mit Ihrem Armoire und seinem Handgriff!“ rief der arme junge Mann außer sich. „Clara, wenn ich nicht wüßte, daß in drei Monaten mein Contract mit Ihrem Vater zu Ende ist und ich dieses höllische Land bald verlassen kann, ich glaube, ich würde mir das Hirn zerschmettern.“ Er kehrte dem jungen Mädchen den Rücken und schritt dem Hause zu, während Clara, als sie sprechen wollte, fühlte, daß Thränen ihr die Worte erstikten.

Diese kleine Scene hatte einen unsichtbaren Zeugen in Jakobus Dubana, einem der hottentotischen Diener von Waizberg. Ohne auf Swart's Worte zu hören, hatte er an den Geberden und an der Heftigkeit, mit der Hendrik den unglücklichen Handgriff zu Boden warf, den Sinn derselben wohl verstanden. Jakobus folgte Clara von ferne. Auf dem Heimwege begegnete das arme Mädchen ihrem Vater, der sie fragte, was sie habe; Clara aber antwortete nicht, sondern vertiefte sich in das Gehölz. Roschhoff, welcher zu Pferde war, konnte ihr nicht folgen. Als er um sich sah, gewahrte er Jakobus, der auf den Weg heraus trat. „Dubana,“ sagte er, „weißt Du, was meiner Tochter geschehen?“

Ein Prahler, wie alle Hottentoten, und namentlich sehr eifersüchtig auf den europäischen Diener, beeilte sich Jakobus mit großer Uebertreibung wieder zu erzählen, von was er soeben Zeuge gewesen. Adam warf wüthend den Zügel seines Pferdes dem Hottentoten zu und eilte Swart aufzusuchen. Es hätte wenig gefehlt, daß er in der ersten Zorneswallung den jungen Holländer zu Boden geschlagen. Eine Art von Respect, die Hendrik jedoch dem groben Boer einflößte, hielt die bereits aufgehobene Hand zurück; er überhäufte dafür Swart mit Vorwürfen und Beleidigungen. Thränen des Zornes und der Demüthigung rollten über Swart's Wangen; aber er antwortete nichts. Außer sich vor Aerger über dieses Schweigen, dachte Roschhoff auf eine Strafe für seinen Diener. „Hendrik,“ sagte er, „ich habe zu den Arbeitern, welche am Braal (eine Art Thierpart) von Omkern arbeiten, gesagt, daß ich ihnen Arbeitswerkzeuge schiden wolle. Holen Sie die Werkzeuge, die ich im Magazin zusammengestellt. Sie werden den Weg zu Fuß machen und ich erwarte Sie um sieben Uhr wieder zurück.“

Es war ungefähr fünf Stunden von Waizberg nach dem angebeuteten Orte und Mittag bereits vorüber. Swart hatte somit bei einer furchtbaren Hitze zehn Wegstunden in sieben zu machen. Das war um einen Europäer umzubringen. Nichts destoweniger verschmähte es Hendrik, sich zu beklagen. Er ging nach dem Magazin, holte die Werkzeuge und machte sich auf den Weg.

III.

Eine verzehrend heiße Sonne goß ihre Strahlen auf den Kopf des jungen Mannes und verursachte ihm große Qualen. Nach Verfluß von zwei Stunden mußte der arme Mensch, der kaum mehr athmen konnte, einen Augenblick unter einem Gebüsche ausruhen. Er legte sich auf die Erde, und die Hände an die Stirne legend, bat er Gott, daß er ihn sterben lasse. Plötzlich hörte er den Galopp von zwei Pferden. Er stand auf und wischte die Thränen ab, die über seine Wangen rollten. Clara Roschhoff erschien im nächsten Augenblick auf dem Wege; sie ritt auf einem der beiden Pferde, das andere führte sie am Zügel. „Endlich finde ich Sie, mein armer Hendrik!“ rief sie, und sprang vom Pferde. „Mein Gott, wie heiß Sie haben und wie Sie leiden müssen! Ich habe Ihnen ein Pferd gebracht; mein Vater soll nichts davon erfahren.“ Sie nahm ihr Taschentuch und wollte die Stirne des Armen trocknen; aber in seiner Gemüthsverfassung konnte er dieses Interesse an seiner Person nur für Spott oder eine Falle halten. Er schob deshalb die Hand Clara's zurück, nahm seine Last auf und machte sich schweigend wieder auf den Weg. Das junge Mädchen folgte ihm in schmerzlicher Bewegung. Zuletzt konnte sie ihre Thränen nicht mehr hemmen und brach in lautes Schluchzen aus. „Hendrik, was habe ich Ihnen gethan,“ rief sie, „daß Sie mich so behandeln?“ Er betrachtete das Mädchen mit bestürzter Miene, die wie eine Magdalena weinte. Trotz seines Zornes fühlte er sich gerührt. „Mein Gott, Clara,“ sagte er endlich, „ich begreife Ihren Kummer nicht. Ich glaube eher, es wäre an mir, Sie zu fragen, warum Sie mir so böse sind und meine traurige Lage noch verschlimmern?“ — „Ich?“ rief Clara bestürzt. „O Hendrik, wie können Sie das denken? ich, die Alles in der Welt gäbe, Ihnen einen Kummer zu ersparen!“ — „Wie, waren Sie es nicht, die noch eben den Zorn Ihres Vaters gegen mich gereizt, indem Sie ihm erzählten, was zwischen uns vorgegangen?“ — „O!“ rief das arme Mädchen, die Hände zusammenschlagend, „Sie konnten mich für so abscheulich halten? Ich schwöre Ihnen bei Gott, daß ich kein Wort davon meinem Vater gesagt. Dieser verwünschte Jakobus Dubana hat Alles gehört. Im Namen des Himmels, glauben Sie mir . . . wahrhaftig, nicht ich war's . . .“ Die Thränen erstikten ihre Worte und sie schluchzte laut. Hendrik glaubte ihr, daß sie die Wahrheit spreche. Er bedauerte seine ungerechten Vorwürfe, warf seine Handwerkszeuge zu Boden, kniete zu Clara nieder, die noch immer weinte, und suchte sie zu trösten. Einige Worte, die ihr bei dieser Gelegenheit entschlüpfen, ließen den Holländer endlich die Wahrheit erkennen. „Nun, Clara,“ sagte er, „beruhigen Sie sich, ich sehe wohl, daß ich Unrecht hatte, Sie als meine Feindin zu betrachten.“ — „Ich Ihre Feindin?“ rief sie, „ich, die nur daran denkt, Sie . . . Gott weiß, wie Sie mich behandeln. So oft ich mich Ihnen näherte oder das Wort an Sie richtete, empfangen sie mich so hart! Ich weiß wohl, daß ich nicht schön bin, wie die europäischen Frauen, und daß ich weder ihren Geist noch ihre Erziehung habe, aber das ist nicht meine Schuld und Sie werden nie ein Mädchen finden, das es besser mit Ihnen meint.“ Sich des Geständnisses schämend, das eben über ihre Lippen gekommen, barg Clara das Gesicht in den Händen und begann zu weinen. Hendrik setzte sich zu ihr und suchte sie zu trösten, indem er ihre Hände dankbar an seine Lippen presste. Sie sah ihn schüchtern an und ließ ihren Kopf an seine Brust sinken. „Gute Clara, wie ungerecht war ich

gegen Sie!" sagte der junge Holländer tief bewegt. — "Also Sie haſſen mich nicht mehr?" murmelte ſie. — "Nein, gewiß nicht. Im Gegentheil, ich liebe Sie von ganzem Herzen!" — "So ſehr als Suſanna?" verſetzte ſie mit einer Angst, die ſie vergeblich zu verheimlichen ſuchte. — "Weit mehr, als Suſanna! Ich ſchwöre es Ihnen, gute Clara!" — "O, wie glücklich bin ich!" rief ſie.

Plötzlich hörten ſie den Huſſchlag von drei Pferden, welche aus der Ferne heranzukommen ſchienen. Clara eilte in das Gehölz und verbarg ſich hinter einem Gebüſch; aber ſie hatte nicht Zeit, die Pferde mit ſich zu nehmen. Alsbald erſchienen drei Hottentoten zu Pferd. Der eine davon war Dubana, der gerade vor Hendrik hinritt. "Was willſt Du von mir?" fragte ihn der Letztere. — "Der Boer hat bemerkt, daß zwei Pferde fehlen," ſagte der Hottentote in troptigem Tone, "und glaubt nun, daß Ihr ſie gegen ſeinen Befehl mitgenommen. Er gab mir deßhalb den Auftrag, ſie nach Hauſe zu bringen." — "Hier ſind ſie; ich habe keines beſtiegen." — "Warum habt Ihr ſie denn mitgenommen?" fragte der übermüthige Hottentote. — "Wer hat Dir das Recht gegeben, mich ſo zu fragen?" rief der junge Mann, deſſen Augen vor Zorn funkelten. "Schweige und geh!"

Die Hottentoten nahmen beide Pferde und ritten mit ihnen davon. Sobald ſie verſchwunden waren, trat Clara aus dem Gehölz. "Was werden wir nun thun?" ſagte ſie in troſtloſem Tone. — "Mein Gott," antwortete Hendrik, "es gibt nur Eins: Sie gehen langſam nach Hauſe, während ich meinen Weg nach Omſterny fortſetze." — "Unter dieſem Himmel und beladen, wie Sie ſind, müſſen Sie ja unter der Laſt zuſammenbrechen." — "Bah!" ſagte er, "ich bin ſtärker als Sie glauben. Leben Sie wohl, Clara, die Erinnerung an dieſe glücklichen Augenblicke wird mich aufrecht erhalten." — "Nein, ich begleite Sie nach Omſterny," ſagte Clara, indem ſie aufſtand; "ich bin an dieſer graufamen Sendung ſchuldig; ich will ſie theilen." Hendrik mochte bitten wie er wollte, das junge Mädchen beharrte auf ihrem Entſchluß; ja ſie wollte ſogar einen Theil der Werkzeuge tragen, aber dieſes duldete wiederum er nicht. Er drückte ſeiner auſopfernden Freundin die Hand und hob dieſe an ſeine Lippen. Obgleich die Sonne ihre ſengenden Strahlen auf ſie herabſandte und ihre Wanderung auf Schritt und Tritt erſchwerte, klagten ſie doch nicht, denn es waren ja die erſten Stunden ihrer Liebe, und die ſüßen Geſtändniſſe derſelben ließen ſie zuletzt ganz vergeſſen, welch' ſchwere Laſt das Schickſal ihnen auferlegt. Sie konnten jedoch nicht früher als nach halb Nacht Waizberg wieder erreichen. Roſchoff, deſſen Zorn Zeit gehabt, ſich zu legen, bedauerte bereits die für einen Europäer ſehr ſchwere Probe, auf die er den jungen Holländer geſtellt. Der Stolz hinderte ihn jedoch, ſich ſeine Neue zu geſehen, und er ließ deßhalb ſeine ſchlechte Stimmung an Jakobus aus, der ihm ſehr ungeſchickt ſeine Expedition zu erzählen kam. Statt Lob erhielt der Hottentote Schläge mit dem Jambok. Die Abweſenheit ſeiner Tochter während des Abendeffens beunruhigte den Boer lebhaft. Ein Diener kam endlich und meldete, daß er Swart auf dem Wege ſehe. Roſchoff war im höchſten Grade erſtaunt, als er gewahrte, daß mit dem jungen Holländer auch ſeine Tochter Clara kam, deren ſchwankender Gang und blaſſe Züge deutlich von ihrer Ermüdung zeugten. "Grolle nicht, Vater," ſagte ſie zu dieſem, als er ihr entgegeneilte; "ich bin es, die ſeine Zurückkunft verzögert hat. Ich werde Dir Alles ſagen." Damit ſank ſie halb ohnmächtig auf eine Bank, von der man ſie in das Haus brachte.

Trotz ſeines apathiſchen und dabei doch zuweilen heftigen Charakters liebte Roſchoff ſeine Tochter auf's Innigſte; er vergaß Hendrik, um ſich nur mit Clara zu beſchäftigen. Vielleicht war er ſogar nicht unzufrieden, einen Vorwand zu finden, über das lange Ausbleiben des jungen Holländers die Augen zu ſchließen. Als man den letzteren ſuchte, konnte man ihn nirgends finden. Todtmüde hatte er ſich in eine Scheune zurückgezogen und ſchlieſ auf dem Stroch.

Die hottentotiſchen Dienerinnen trugen Clara nach ihrem Zimmer, kleideten ſie dort aus und brachten ſie zu Bett. Sie erwachte den andern Tag mit einem heftigen Fieber; die Gemüthsauſregung, vielleicht aber noch mehr die Sonnenhitze und die Anſtrengung waren hievon die Urſache. Trotz des Deliriums, das ſich ihrer zu bemächtigen begann, fand das arme Mädchen doch die Kraft, ihrem Vater Alles zu erzählen. Aber zuvor ließ ſie ihn auf die Bibel ſchwören, Hendrik darob nicht zu grollen. In ihrem Delirium, das glücklicher Weiſe nur zwei Tage dauerte, wiederholte ſie jeden Augenblick: "Mein Vater, grolle Hendrik nicht, ich bin an Allem ſchuld". Dank der ſtarken Conſtitution des Mädchens hatte ihr Unwohlſein keine Folgen. Hendrik war weniger glücklich als ſeine Begleiterin, denn er hatte die Unflugheit begangen, mehrere Gläſer kalten Waſſers zu trinken, als er nach Waizberg zurückkam. Er wurde erſtlich krank. Gequält von ſeiner Tochter und vielleicht einem geheimen Vorwurf Raum gebend, ließ er den nächſten Arzt ruſen. Man mußte ihn dreißig Meilen weit holen. Nachdem dieſer gut geſpeiſt und mit wichtiger Miene den Kranken unterſucht, ſtieg der Aekſkulap wieder zu Pferde, indem er den Kopf bedenklich ſchüttelte: dieſesmal jedoch gab der Erfolg den traurigen Prophezeiungen des Doctors ein Dementi. Hendrik erholte ſich wieder, während man ihn bereits verloren gegeben. Die erſte Perſon, auf die ſeine Blicke fielen, als er wieder zum Bewußtſein kam, war Clara, welche an ſeinem Bette ſaß. Das arme Mädchen hatte ihn keinen Augenblick verlaſſen. Wenn ihr Vater zornig wurde und ſie zu Bette zu gehen zwang, erhob ſie ſich verſtohlen während der Nacht und eilte wieder an ſein Krankenlager. In ſeinem Delirium ſprach Hendrik ſehr häufig von der Heimath und nannte dabei manchen Mädchenamen, an den ſich eine freundliche Erinnerung aus ſeiner Jugend knüpfte. Clara machte dieſes ſehr traurig, da ſie glaubte, er habe in der Heimath ein Weſen zurückgelaffen, das ihm theurer ſei, als ſie.

Bald konnte Hendrik ausgehen und Spaziergänge in der Umgegend machen. Eines Tags, als er im Schatten einer Laube ſaß, ſetzte ſich Roſchoff neben ihn; der würdige Boer ſchien ſehr verlegen; zehnmal öffnete er den Mund, um ein Geſpräch anzuknüpfen, und zehnmal ſchloß er ihn wieder, ohne etwas geſagt zu haben. "Hendrik," ſagte er endlich, "ich glaube, daß das Klima unſerer Kolonie nicht günſtig für Sie iſt, auch ſind Sie nicht gemacht, die Stelle eines Dieners einzunehmen. Dieſes Leben nükte Sie zuletzt tödten; es iſt beſſer, Sie lehren in Ihre Heimath zurück." — "Meine Heimath iſt ferne," antwortete Hendrik, "und das Reiſen iſt theuer." — "Allerdings," verſetzte Roſchoff mit einem Seufzer, "aber ich werde Ihnen die Mittel dazu ſchaffen, in Ihre Heimath zurückzulehren. Wenn Sie Waizberg verlaſſen, gebe ich Ihnen hundert Ochſen, für die Sie in Graanstown oder Beaufort mit Leichtigkeit dreitauſend Reichsthaler erhalten; damit können Sie die Ueberfahrt in Ihre Heimath bezahlen und leben, bis Sie eine neue Exiſtenz gefunden." Hendrik ſenkte traurig den Kopf: er ahnte den wahren Grund, der Roſchoff veranlaßte, ſein Weggehen zu wünſchen, und doppelt ſchmerzlich war ihm der Gedanke, auch noch das Geld zur Heimreiſe aus den Händen dieſes Mannes empfangen zu ſollen. "Ich danke Ihnen für Ihr edelmüthiges Anerbieten," ſagte er endlich; "aber ich muß Ihnen erklären, daß ich in Holland ſo wenig wie hier eine Exiſtenzquelle habe. Es wird mir höchſt wahrſcheinlich nie möglich ſein, Ihnen das Geld, das Sie mir anbieten, zurückzuerſtatten." — "Was zum Teufel wollen Sie!" machte der Boer, "nehmen Sie ſich all' die Zeit, die Sie brauchen: wenn ich auch die dreitauſend Reichsthaler verliere, ſo werde ich ſie doch wohl noch verſchmerzen können. Die Sache iſt alſo abgemacht." — "Wann muß ich gehen?" fragte Hendrik, deſſen Herz von den widerſprechendſten Gefühlen beſtürmt wurde. — "Sobald Sie hergeſtellt ſind, ſteht Ihrer Abreiſe nichts entgegen; nächſte Woche zum Beiſpiel." — "Sobald wie möglich," dachte Hendrik, "ich verſtehe." Noch ein wenig ſchwach in

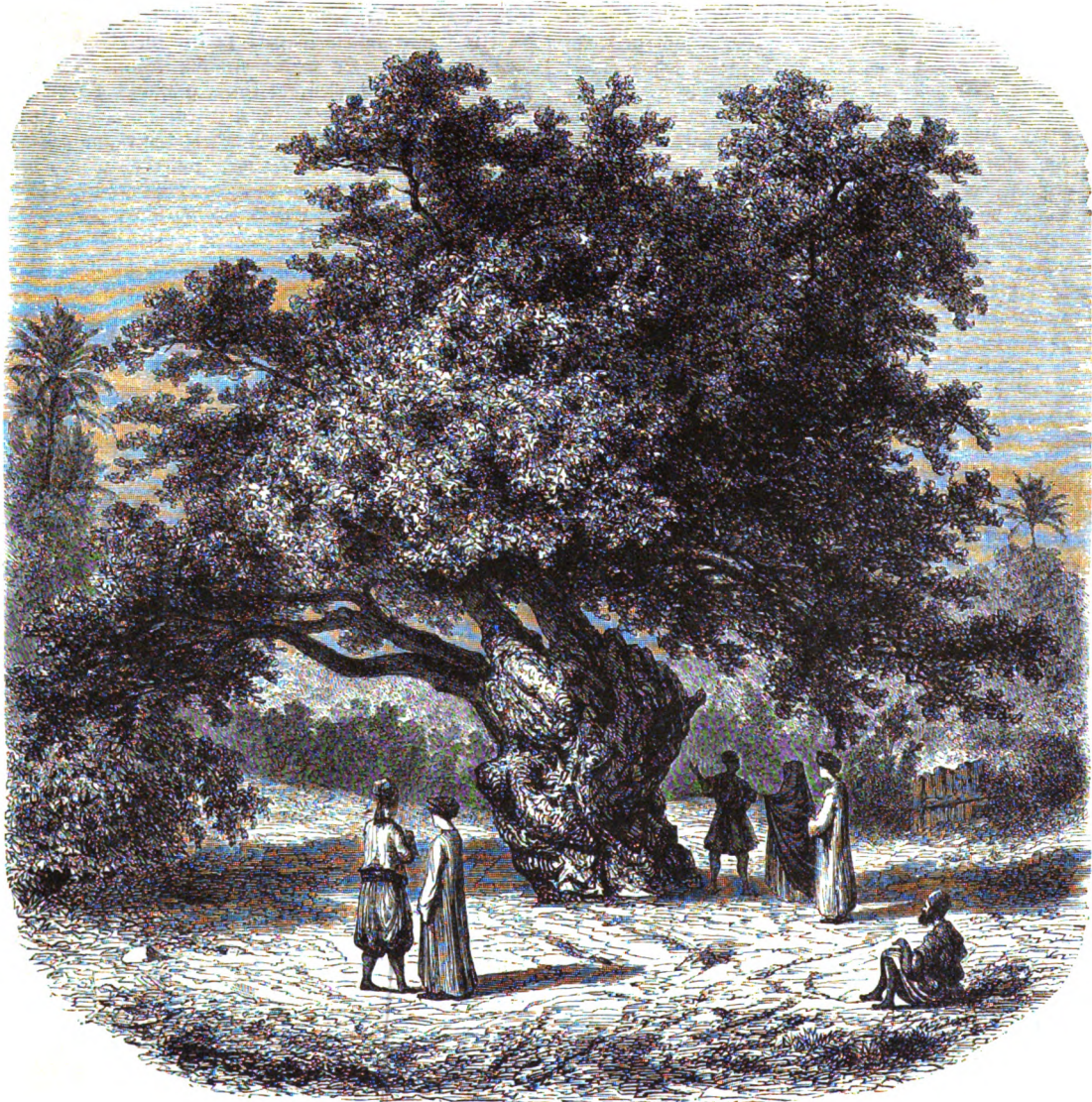
Folge der Krankheit hatte er, wie viele Reconvalescenten, Mühe, seine Gedanken zu fixiren. Während er über seine Lage schweigend nachsann, trat ein Hottentote zu ihnen und sagte: „Myrbeer Burgieter ist soeben angekommen und wünscht den Vaas zu sprechen.“ Glücklich, aus der peinlichen Lage befreit zu werden, eilte Roschhoff, seinem Diener zu folgen. Hendrik blieb allein zurück. Bis dahin hatte er von ganzem Herzen den Tag ersehnt, wo er in die Heimath zurückkehren könnte; jezt da man ihm die Mittel bot, diesen Wunsch zu erfüllen, erfaßte ihn eine schmerzliche Trauer und eine tiefe Entmuthigung. Während er, die Stirne an einen Baum-

stamm gestützt, sich in traurigen Träumereien verlor, machte ihn die Stimme seiner jungen Freundin erzittern. Clara näherte sich ihm langsam und setzte sich neben ihn.

(Schluß folgt.)

Die Sycomore von Mataryeh in Aegypten.

Zwei Stunden von Cairo, unfern von den Ruinen von Hieropolis, in einem Garten, welcher Kopten gehört, steht eine



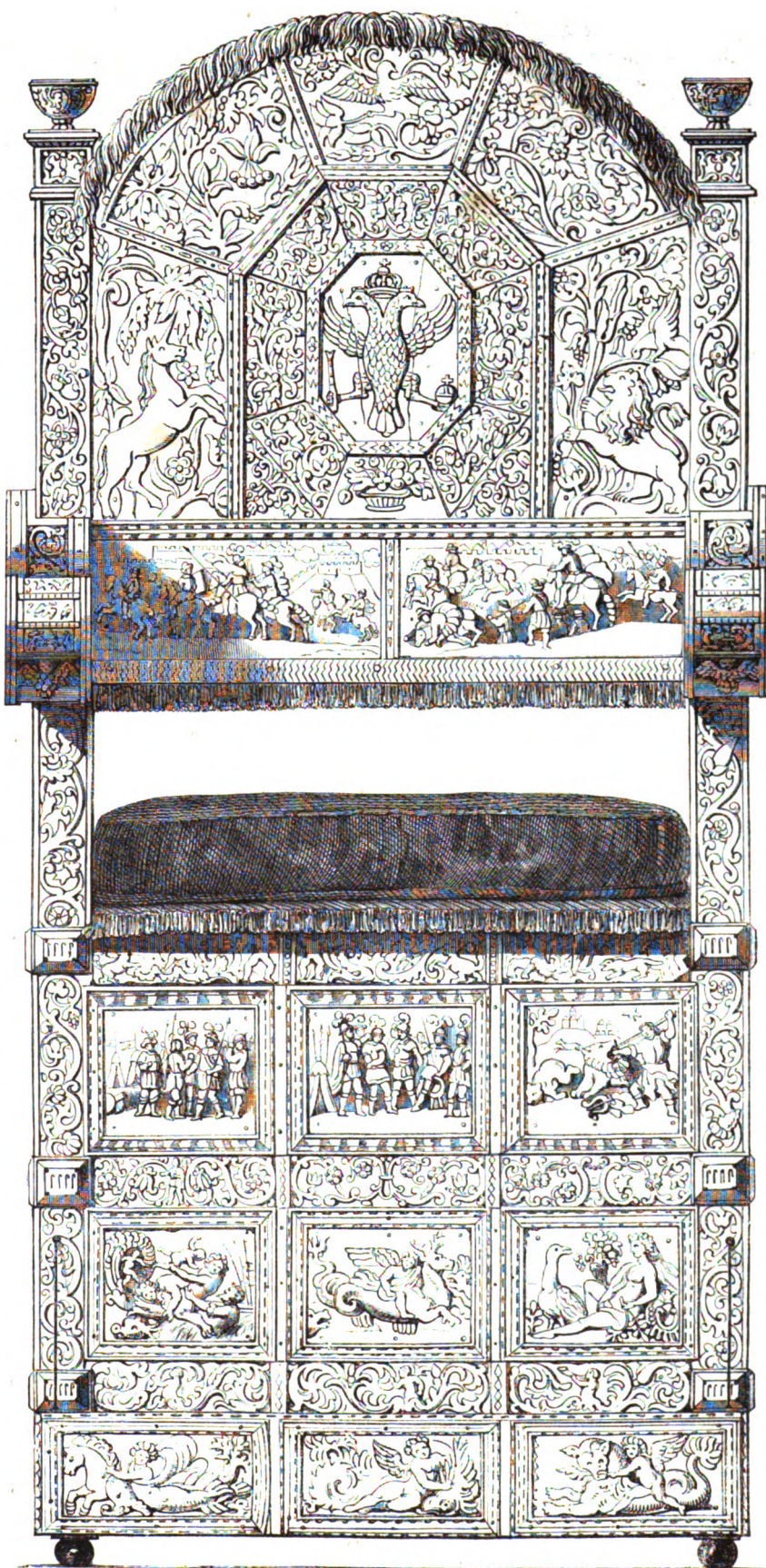
Der Sycomore (Maulbeerfeigenbaum), unter welchem die heilige Familie ausruhte.

alte Sycomore, welche von den Christen hoch in Ehren gehalten wird. Das Evangelium der Kindheit Jesu erzählt, daß die heilige Familie in einer Wüste Aegyptens von den beiden Räubern Titus und Dumachs angefallen worden, welche später neben Christus gekrenzt wurden, und daß Joseph mit Frau und Kind sich darauf unter einer Sycomore ausgeruht, welche Matareea hieß. Jesus ließ an diesem Orte eine Quelle entspringen, in der Maria sich wusch, und der Balsam, den das Land hervorbringt, ist der Schweiß, der

aus Jesus' Gliedern floss. Der Name Matareea ist in Mataryeh erhalten. Die Sycomore ist noch heute ein großartiger Baum, dessen Stamm mit griechischen, koptischen und armenischen Namen bedeckt ist. An seinen kleinsten Zweigen hängen Rosenkränze. Um Weihnachten kommen die Kopten, um darunter zu beten. Nach der Behauptung eines christlichen Priesters soll die Sycomore, unter der die heilige Familie ausgeruht, 1656 dem Alter erlegen und durch den Baum, den man jezt sieht, ersetzt worden sein.

Bermählung mit Sophie Paläologus überbracht. Man bewahrt ihn im Staatschape unter den Ehrensitzen, welche den Großfürsten bei festlichen Gelegenheiten, namentlich bei religiösen Feierlichkeiten aufgestellt werden. „Er ist ganz aus Elfenbein geschnitten, mit silbernen Knöpfen, vergoldeten Facetten und unten mit sechs kleinen kupfernen und vergoldeten Löwen geschmückt.“ So steht im alten Register; neuere Register aber sagen: Der Elfenbeinstuhl ist mit den herrlichsten

Schnitzarbeiten geschmückt, welche Thiere aller Art, Adler mit zweigekrönten Köpfen, andere Vögel und Blätterwerk darstellen. Der Sitz und der Rücken sind mit Scharlachdamast ausge schlagen; um den Sitz und den Rücken zieht sich ein Band von Golddamast; auf den Stufen sind zwei goldene Klammern und über denselben sechs Knöpfe von vergoldetem Silber. Dieser Stuhl wurde von Kennern auf 2500 Silber rubel geschätzt. Die Sculpturen haben verschiedene Veränderungen erlitten, indem die Geschichte des Orpheus durch Darstellungen moderner Schlachten, deutsche Männer und eine belagerte Stadt ersetzt wurden. Die Rückenlehne ist mit einem



Elfenbeinstuhl im russischen Staatschape.

doppeltöpfigen Adler in einer sechseckigen Füllung geschmückt; die Handlehnen sind ebenfalls mit Adlern geziert. Auf den untern Felbern sieht man noch mythologische Vorwürfe: so Saturn, wie er seine Kinder verschlingt, und Cupido und Leda.

Clara.

(Schluß.)

IV.

Als er den Blick in dieses sanfte theilnahmvolle Auge tauchte, fühlte Hendrik eine sanfte Ruhe sich über sein Herz legen. Er nahm die Hand des jungen Mädchens, drückte sie an seine Lippen und sagte, während sie erröthete und seufzte:

„Wissen Sie, was Ihr Vater mir soeben vorgeschlagen, Clara?“ — „Ja,“ antwortete sie, „er hat auch mir gestern Abend davon gesprochen. Sie werden also nach Holland zurückkehren?“ — „Mein Gott, ja, wahrscheinlich,“ murmelte er, indem er einen Seufzer ausstieß. — „Sie sind also damit zufrieden? Sie werden Ihre Eltern wiedersehen, Ihre Verwandten.“ —

„Ich habe keine,“ versetzte er. — „Ihre Freunde doch.“ — „Ein ruinirter Mann hat keine.“ — „Sie werden Ihr Vermögen wieder erwerben. Mein Vater hat mir

gesagt, daß er Ihnen hundert Oxfen schenken werde.“ — „Allerdings,“ antwortete Hendrik mechanisch, indem er Clara ansah und dabei an ganz andere Dinge dachte, als an die Oxfen des Vater Koschhoff. — „Ich werde Ihnen außerdem all' mein Geld leihen, das ich besitze. Meine Mutter hat mir achttausend Reichsthaler hinterlassen; diese sollen Sie haben.“ Er machte eine zurückweisende Bewegung. „Wozu sollen sie mir dienen!“ versetzte sie lebhaft. „Sie werden sie mir später zurückgeben, wenn Sie Ihr Glück gemacht; das wird Sie zwingen, zuweilen auch an uns zu denken, wenn Sie die geheirathet, die Sie lieben.“ — „Wen?“ machte der junge Mann im höchsten Grade erstaunt. — „Die, von der Sie immer in Ihrem Delirium sprachen.“ Er fühlte, daß er erröthete und Clara mit einiger Verlegenheit betrachtend, gewahrte er, daß das junge Mädchen die Augen voll Thränen hatte. Er ergriff ihre Hand. „Warum weinen Sie?“ fragte er. „Sie wollten mir wirklich Ihr Vermögen geben, damit ich in die Heimath zurückkehren könne und die Heirathe, die ich liebe?“ — „Ja, Hendrik, und von ganzem Herzen.“ — „Aber Ihr Vater wird nicht einwilligen.“ — „Wenn er es weiß, sind Sie schon ferne.“ — „Dann wird er Sie schlagen.“ Sie zuckte leicht mit den Achseln. „Ich weiß es wohl,“ schien sie sagen zu wollen, „aber was gilt das mir?“ — „Und Sie?“ — „O ich brauche nichts.“ — „Aber wenn Sie heirathen?“ — „Ich werde mich nicht verheirathen.“ — „Nie?“ — „Nie,“ machte sie mit großer Ueberzeugung. Das arme Mädchen war am Ende ihrer Kräfte; sie biß sich auf die Lippen, um nicht zu schreien. Die Thränen flossen über ihre Wangen. Hendrik stürzte ihr zu Füßen. „Clara,“ sagte er in seinem weichsten Tone, „ich liebe Niemand in meiner Heimath und Niemand harret dort meiner Rückkehr. Hier möchte ich bleiben, ein Mädchen dieses Landes liebe ich und will ich heirathen.“ — „Susanna?“ fragte Clara, deren Herz vor Bangigkeit beinahe zerprang. — „Nein, Clara, ich habe Susanna nie geliebt. Die, welche ich liebe und ewig lieben werde, — denn ich liebe sie um ihres Herzens und ihrer Güte willen, — sind Sie, Clara. Sie schienen noch eben zu wünschen, daß ich glücklich werde, und nur von Ihnen allein hängt dies ab. Wollen Sie meine Frau werden?“ Das arme Mädchen schlang ihre beiden Arme um den Hals des jungen Mannes und sah ihm in die Augen, die ihr Gewißheit seiner Liebe zu geben schienen. „Und Sie? Lieben Sie mich wirklich?“ Man hörte in diesem Augenblicke ein großes Rauspern in der Nähe der beiden jungen Leute. Sie gewahrten Servaas Burgieter. Der junge Boer lachte noch, aber man sah wohl, daß er wüthend war. „Nun, Tanzmeister,“ sagte er in einem empörenden Tone, „ist das die Art und Weise, wie man in Ihrem Vaterlande den Frauen den Hof macht? Sie nehmen sich in dieser Stellung höchst albern aus.“ — „Servaas,“ sagte Hendrik, dessen Augen blitzten, „in meinem Vaterlande weiß man sich seiner Nebenbuhler auf eine sehr leichte Art zu entledigen.“ — „Gilt das mir?“ — „Allerdings.“ — Clara war verschwunden. Servaas, vor Zorn und Eifersucht kaum mehr zu athmen im Stande, suchte einen Vorwand, um wie die Helden Homers in lautes Lachen auszubrechen. Er erging sich zuerst in groben Beleidigungen und versiel dann in Drohungen, von denen er eben zu Schlägen überzugehen im Begriffe war, als er von Koschhoff zurückgehalten wurde, der mit seiner Tochter und mehreren Dienern herbeigeeilt war. Während Clara mit Hendrik sprach, suchte Koschhoff den jungen Boer zu beruhigen und warf ihm seine Heftigkeit gegen einen Kranken vor. Von Zorn und Eifersucht fortgerissen, nahm jedoch Servaas die Bemerkungen des Boer von Waizberg sehr übel auf. „Das ist ganz Ihr Fehler,“ sagte er endlich zu dem Boas, „warum nehmen Sie solche Bagabunden bei sich auf? Sie sind mit Ihren weißen Haaren nichts als ein alter Narr.“ Die Geduld des Boas von Waizberg hatte ihr Ende erreicht. „Ah! kommst Du mir so?“ rief er. „Du willst bereits den Herrn hier spielen! Nun denn, so will ich Dir sagen, daß ich meine Zustimmung

zur Verbindung meiner Tochter mit Hendrik gebe. Und jetzt, wenn Du nicht zufrieden bist, erinnere Dich, daß der alte Koschhoff ein geübtes Auge und eine feste Hand hat, und daß sein Roer weiter reicht als das Deinige.“ Clara warf sich ihrem Vater an den Hals und Hendrik ergriff die Hand des Greises, die er dankbar drückte. Adam, ganz von seinem Zorne beherrscht, stieß die beiden jungen Leute barsch zurück, um sich mit Burgieter zu streiten. Beide luden bereits ihre Roers, als Hendrik sich dazwischen warf. „Sobald es sich darum handelt, eine Kugel zu wechseln, so ist das meine Sache,“ sagte er, „ich bin beleidigt, ich habe die Wahl der Waffen.“ — „Was kümmere ich mich um eure europäischen Sitten!“ rief Burgieter; „wir sind am Cap und Sie müssen sich mit mir schießen.“ — „Gut denn,“ machte Hendrik, „leihen Sie mir Ihr Gewehr, Mynheer Koschhoff.“ Nach einem ziemlich langen Streit zwischen dem jungen Holländer und dem alten Boer mußte der Letztere nachgeben. „So tödte mir diesen Schuft,“ sagte er zu Hendrik, „und Clara ist Dein, so wahr ich Adam Koschhoff heiße.“ — „Wir werden uns zweihundert Yards auseinander stellen,“ sagte Burgieter; „wir gehen auf einander zu und Jeder schießt, wann er mag.“ — „Nein!“ rief Koschhoff, „ich lenne Servaas, er ist der beste Schütze des Landes, die Chancen müssen gleich sein.“ — „Nun gut,“ machte Swart, „wir wollen uns fünfzig Schritte von einander aufstellen, das Gewehr zu Fuß, dann geben wir auf ein Signal Feuer und glücklich der, welcher am raschesten schießt und am sichersten zielt.“ Man kam zuletzt über hundert Yards überein. Während die Gewehre geladen wurden, trat der junge Holländer zu Clara hin. „Mein innig geliebtes Mädchen,“ sagte er, „ich weiß nicht, welches Schicksal mir die Vorsehung aufbewahrt; wenn ich sterbe, wirst Du mein letzter Gedanke sein. Bete zu Gott für mich, denn ich habe nie so innig gewünscht zu leben als eben jetzt.“ Sie warf sich weinend in seine Arme; die Thränen flossen über ihre Wangen; ihr Vater mußte sie den Armen des jungen Mannes entreißen. „Du wirst machen, daß sein Auge schwankt, seine Hand zittert,“ rief der Greis; „wenn Du ihn liebst, so bleibe hier, denn er bedarf seiner ganzen Kaltblütigkeit.“ Während man den Abstand maß, piß Burgieter gleichgültig vor sich hin. Hendrik schien seine Krankheit vergessen zu haben und ging festen Schrittes einher. Clara hatte sich eines Gewehres bemächtigt und war im Walde verschwunden.

Endlich gab der alte Koschhoff das Zeichen, indem er seinen großen Hut in die Höhe hob. Hendrik schoß zuerst und streifte den jungen Boer an der Schulter. Die unwillkürliche Bewegung, die der Letztere machte, als ihn die Kugel berührte, ließ auch seine Kugel nicht gerade ausgehen; statt Hendrik mitten in die Brust zu treffen, wie dies zu erwarten stand, streifte Servaas' Kugel nur die Stirne des Holländers. „Da dies zu nichts geführt, wollen wir noch einmal beginnen,“ sagte Hendrik. — „Zum Teufel!“ rief Burgieter, „ich bin nicht so dumm, zum zweitenmal mein Leben für ein Mädchen zu wagen, das nichts von mir will.“ Heirathe sie, und die Hölle möge euch beiden den Hals umbrechen.“ Während er sprach, nahm er seinen Rod ab, und man gewahrte, daß er verwundet war. Clara eilte auf ihn zu, er stieß sie anfangs ziemlich barsch zurück; es gelang ihr jedoch, ihn zuletzt zu vermögen, daß er sich seine Wunde verbinden ließ. Aber gleichgültig gegen diese und gebemüthigt wie er war, wollte er augenblicklich Waizberg verlassen, und nur mit Mühe gelang es, ihn zurückzuhalten. Hefig und brutal wie die meisten Menschen, die ihr ganzes Leben im Walde zugebracht, war Servaas doch im Grunde des Herzens kein schlimmer Mensch. Als er nach Verfluß von zwei Tagen von Koschhoff und seiner Tochter Abschied nahm, geschah es beinahe ohne Bitterkeit; nur seine Eitelkeit schien noch etwas gekränkt; ja er wohnte sogar, auch dieser vergessend, Hendrik's und Clara's Hochzeit bei, welche einige Monate später stattfand. Von Zeit zu Zeit kommt er wohl auch nach Waizberg; nur kann er es nicht ertragen, wenn der Vater Koschhoff über

seinen ledigen Stand scherzt, und hat ihm bereits zwei Biertrüge auf dem Kopf zer schlagen, um ihn zum Schweigen zu bringen. Dies hindert sie jedoch nicht, die besten Freunde von der Welt zu sein und häufig mit einander zu jagen. Adam Roschoff, der noch immer ein kräftiger Greis ist, zählt jetzt vier Enkel; er wiederholt, so oft man's hören will, daß sein Schwiegersohn der klügste Mann der ganzen Colonie sei, und daß, wenn die englische Regierung für einen Penny Vernunft besäße, Hendrik augenblicklich zum Gouverneur des Cap der guten Hoffnung ernannt werden müßte. Clara ist derselben Ansicht. Sie werden es zuletzt Hendrik selbst noch glauben machen. Inzwischen ist er glücklich und vergnügt im Schooße seiner kleinen Familie.

Die Kronjuwelen.

Roman.

Erstes Kapitel.

Ein Spieghaus.

London! Eine kalte stürmische Nacht am Schlusse des Decem ber. Ein dicker Nebel hüllte die Stadt und den Fluß ein. Kein Mond schien und die langen Reihen von Straßenlaternen warfen ihr Licht kaum dreißig Schritte im Umkreis. Wagen, Kutschen, Omnibusse, Fuhrwerke aller Art fuhren langsam und vorsichtig, denn der Nebel, die Nacht und der Wind, der sich durch die Ritzen der Laternen seinen Weg bahnte und diese beinahe ausblies, machte die Straßen von London so dunkel, als die Straßen von Karnak und Luxor im alten Egypten.

Das war die Nacht, in der unsere Geschichte beginnt.

Zuweilen; — eine zu dieser Jahreszeit ungewöhnliche Erscheinung — zuckte ein gelber Blisstrahl durch die Dunkelheit — Niemand wußte, woher er kam, denn rings umher lag auf Allem tiefe Nacht — und goß eine noch tiefere Finsterniß über die Stadt aus. Niemand ging auf der Straße, wer zu Hause bleiben konnte; und die Wagen, welche durch die gedrängt vollen Uebergangspfade nicht zu fahren vermochten, bog en in die engen Seitenstraßen und Gassen ein, um den großen Verkehrszuständen auszuweichen; denn in ganz London war auf allen Plätzen ein solches Gewirr von Menschen, Reitern, Wagen, Cabrioletten, Karren und Schleifen, ein solches Drängen und Durcheinander, ein solches Lärmen und Treiben, als wenn die Stadt im Sturm genommen würde und die Bürger auf allen Punkten dem Vorschreiten ihres furchtbaren Feindes Einhalt thun wollten. Es war eine Nacht, von der man noch lange in London sprach, nicht allein wegen ihrer ungewöhnlichen Dunkelheit, sondern auch wegen der vielen in diesem cimerischen Kampf um den Weg Umgekommenen. Nicht weniger als dreißig Leichen wurden unter den Wagentrümmern in jener Nacht des Schreckens hervorgezogen und nach der „Morgue“ der Polizei gebracht. Wenn die seltene Dunkelheit die Leute nicht zu Hause hielt, so hätte der furchtbare Sturm- und Regenwind, der durch die Straßen segte, namentlich durch die in der Nähe der Themse gelegenen, Jedermann heimtscheuchen sollen, der irgendwo ein Obdach hatte oder finden konnte. Um zehn Uhr, zwei Stunden nach Einbruch der Nacht, waren deßhalb die Straßen beinahe vollständig leer und nur die Lagerlosen, die Dachlosen, die Verbrecher, die Diebe und die Polizeidiener waren noch unterwegs.

„Das ist eine schwarze Nacht,“ sagte einer von den Policemen zu seinem Collegen, als sie sich an der Ecke des Strand begegneten. — „Eine finstere Nacht, allerdings! London sieht aus, als wenn der Himmel herabgefallen wäre und uns alle bedeckt hätte. Die auf dem Flusse werden's heute schlimm haben.“ — „Ja, bei dem Nebel und der tiefen Finsterniß wird wohl manche Barkte zu Grunde gehen!“

In diesem Augenblicke stieß ein Mann, der rasch vor-

überging, hart an die linke Schulter des Sprechenden. „Bitte um Vergebung!“ sagte er, in dem Tone eines Gentleman; „aber ich konnte Sie nicht sehen!“ — „Wer nicht sehen kann, sollte ein wenig vorsichtiger gehen, sonst wird er sich den Kopf einrennen und andern Leuten die Knochen zerbrechen,“ brummte der Policeman. Der Fremde, der fest in einen Mantel gehüllt war und den Hut in den Kopf gedrückt hatte, als wollte er dem Sturm und der Beobachtung Trotz bieten, ging weiter und verschwand in der Dunkelheit, ehe er zehn Schritte gemacht hatte. „Das ist ein Lord!“ sagte der Policeman. „Aber dann sollte er auch langsamer gehen.“ — „Kennen Sie ihn?“ fragte ihn sein Begleiter, indem er aufhorchte, als wenn er einen fernen Ton hörte, der seine pflichtmäßige Aufmerksamkeit erheischte. „Ich weiß bloß, daß er ein Carl ist, den sie Lord Inglis nennen.“ — „Der große Jäger. Ich habe von ihm gehört. Was gibt es denn dort unten. Ich höre Fluchen und Schimpfen und Peitschen. London ist heute wie toll. Wir müssen doch mal gehen und helfen!“

„O bitte, Herr, einen halben Penny zu Brod!“ sagte eine schwache Kinderstimme und eine kleine, magere Hand wurde gegen den Policeman ausgestreckt, als er sich umwandte, um in der Richtung des Geräusches zu gehen, das die Straße erfüllte. „Brod und immer Brod! mache, daß Du fortkommst, kleine Bettlerin, oder ich werde Dir Logis auf unserer Station verschaffen,“ lautete die strenge Antwort, welche das zerlumpte kleine Mädchen erhielt. Kaum hatte sie diese Worte vernommen und bei dem Lichte einer Laterne über ihrem Kopfe erkannt, daß es ein Policeman war, so stieß sie einen Angstschrei aus und floh in jäher Hast davon, als fürchtete sie arretirt zu werden, während die beiden Männer rasch ihren Weg nach dem Orte des Lärms an der Straßenecke fortsetzten. Das kleine Mädchen wußte nicht wohin sie lief, bis sie an einen großen Mann in einem Mantel stieß, der denselben Weg ging, den sie floh, und um sich vor dem Fallen zu schützen, ergriff sie seinen Mantel. Er drehte sich rasch um und packte sie beim Arm, indem er sagte: „Bist Du ein Taschendieb, he?“ — „Es ist so finster, Herr! Ich konnte nicht sehen. Bitte, verzeihen Sie mir.“ Er schien betroffen von der sanften und melodischen Stimme des Kindes und sagte: „Komm näher an das Gaslicht. Ah! ich sehe! Du bist jung und blaß und so hübsch als elend! Du siehst nicht wie eine Taschendiebin aus.“ — „Das bin ich auch wahrhaftig nicht.“ — „Warum ließt Du aber so schnell und steckst Deine Hand in meine Tasche?“ — „Es war nicht meine Absicht, Herr. Ich konnte nicht sehen und war nahe daran zu fallen. Ich wollte mich nur aufrecht halten.“

„Warum ließt Du in solcher Eile, während es doch im Nebel so gefährlich ist?“ fragte er, indem er sie noch immer am Arme hielt und ihr fest in's Gesicht sah, denn ihre große Schönheit, trotz des Mangels an Farbe, setzte ihn höchlich in Erstaunen: ihre Kleidung war zerrissen, ihr Kopf bloß, ihr Haar naß vom Regen und vom Winde durchstößert, ihre kleinen weißen Füße ohne Schuhe. — „Ich fürchtete mich vor den beiden Policemen, Herr.“ — „Die Unschuld braucht sich nicht vor der Polizei zu fürchten, Kind.“ — „Ich hat den Einen von ihnen um einen halben Penny, da fuhr er mich so heftig an und drohte mir, er wolle mich unter Schloß und Riegel bringen, daß ich so rasch als möglich davonlaufe.“ — „Ich kam an den beiden Männern vorüber. Und warum bettelst Du in solcher Nacht und bittest um einen halben Penny?“ fragte er freundlich. — „Ja, das wage ich nicht zu sagen!“ — „Du wagst es nicht zu sagen? Komm hier aus dem Winde, unter diesen Bogengang und sage es mir.“ — „Nein, Sir,“ antwortete sie, „ich fürchte mich, lassen Sie mich gehen, bitte!“ — „Warum bettelst Du von mir keinen halben Penny, ehe Du gehst?“ — „Weil — weil — ich mich schäme, einen Gentleman um etwas zu bitten.“ — „Gewiß bist Du keiner armen Frau Kind, mit solchem Gesicht und solcher Sprache!“ — „Ich wage es nicht zu sagen, Herr. Sie würden mich in das Wassergefängniß sperren,